

stimmte nun zwar nicht in allen Dingen mit ihm überein, vielmehr haben wir noch einen Briefwechsel, worin er gewisse höhere Ideen gegen den französischen Zweifler vertheidigt, aber allmählig gewann leider dessen Geist immer mehr Einfluß auf unseren Prinzen, und dieser verfiel zuletzt einem fast gänzlichen Unglauben. Wo er ächte Frömmigkeit fand, da versagte er derselben zwar seine Achtung nicht, und im Allgemeinen war es seinem Sinne zuwider, irgend Jemand wegen seines Glaubens zu verfolgen, aber den Geistlichen blieb er mit wenigen Ausnahmen abhold, und für sich selbst hat er die Tröstung und Stärkung des Glaubens niemals gesucht. Er fühlte es öfter als ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie seine Völker, aber er war zu ehrlich, um Religion zu heucheln, und hoffte, das Volk werde einen Fürsten, der es redlich mit ihm meine und es durch seine Handlungen glücklich zu machen suche, doch lieben. Auch nahm er es mit seinen Handlungen um so strenger: er machte sich ein Ideal von Vollkommenheit, und wenn man ihm sagte, daß er es nicht erreichen werde, so erwiderte er, daß er wenigstens danach streben und sich dann mit dem genügen lassen wolle, was er erreiche.

Während der Prinz durch Lesen, Denken und vielfachen Briefwechsel mit bedeutenden Gelehrten seinen Geist auf alle Art auszubilden bemüht war, entstanden auch seine ersten eigenen Schriften. Unter Anderem schrieb er (1793) eine große Abhandlung über Politik unter dem Titel „Anti-Machiavell.“ Der Florentiner Machiavell hatte im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein Buch „vom Fürsten“ geschrieben, worin er nachwies, mit welchen Mitteln eine Alleinherrschaft im Staate zu erlangen und zu behaupten sei. Da er vielfach Mittel der Gewalt und der List empfahl, so hielt Friedrich sein Buch für ein höchst verderbliches. „Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Pesten,“ sagte er, „sind nicht so nachtheilig für die Welt, als schlechte Moral und zügellose Leidenschaften der Könige.“ Er geht in seiner Widerlegung des Florentiners davon aus, daß das Hauptstreben für einen Fürsten die Gerechtigkeit sein müsse: er müsse das Wohl des Volkes, welches er regiere, jedem anderen Interesse vorziehen, denn der Fürst solle sich nicht als unumschränkter Herr seiner Unterthanen, sondern als ihr höchster Diener betrachten, als ihr Vormund, welcher ihr Vermögen zu verwalten habe und dafür verantwortlich sei. Die Schrift ist durchweg von edeln und trefflichen Gedanken erfüllt; überall tritt uns Abscheu vor dem Laster und ein starkes sittliches Gefühl entgegen.

So bereitete sich Friedrich in Rheinsberg für seinen hohen Beruf vor. Die Meinungen darüber, was man von ihm zu erwarten hätte, waren getheilt: die Meisten glaubten, er werde sich nur angelegen sein lassen, Wissenschaft und Geist an seinem Hofe zu pflegen und darin selbst als Muster voranleuchten; Andere hofften, er werde Gewerbe und Künste fördern und seinem Volke die Wohlthaten des Friedens gewähren; nur Wenige ahnten, daß er nicht nur Vater des Vaterlandes, sondern auch Kriegsfeld sein würde. Doch schrieb ein Franzose ein Jahr vor Friedrich's Thronbesteigung: der wahre Gegenstand seiner Wünsche sei der Ruhm und zwar der Kriegeruhm, er brenne vor Begierde, in die Fußstapfen seines Ahnherrn, des großen Kurfürsten, zu treten.